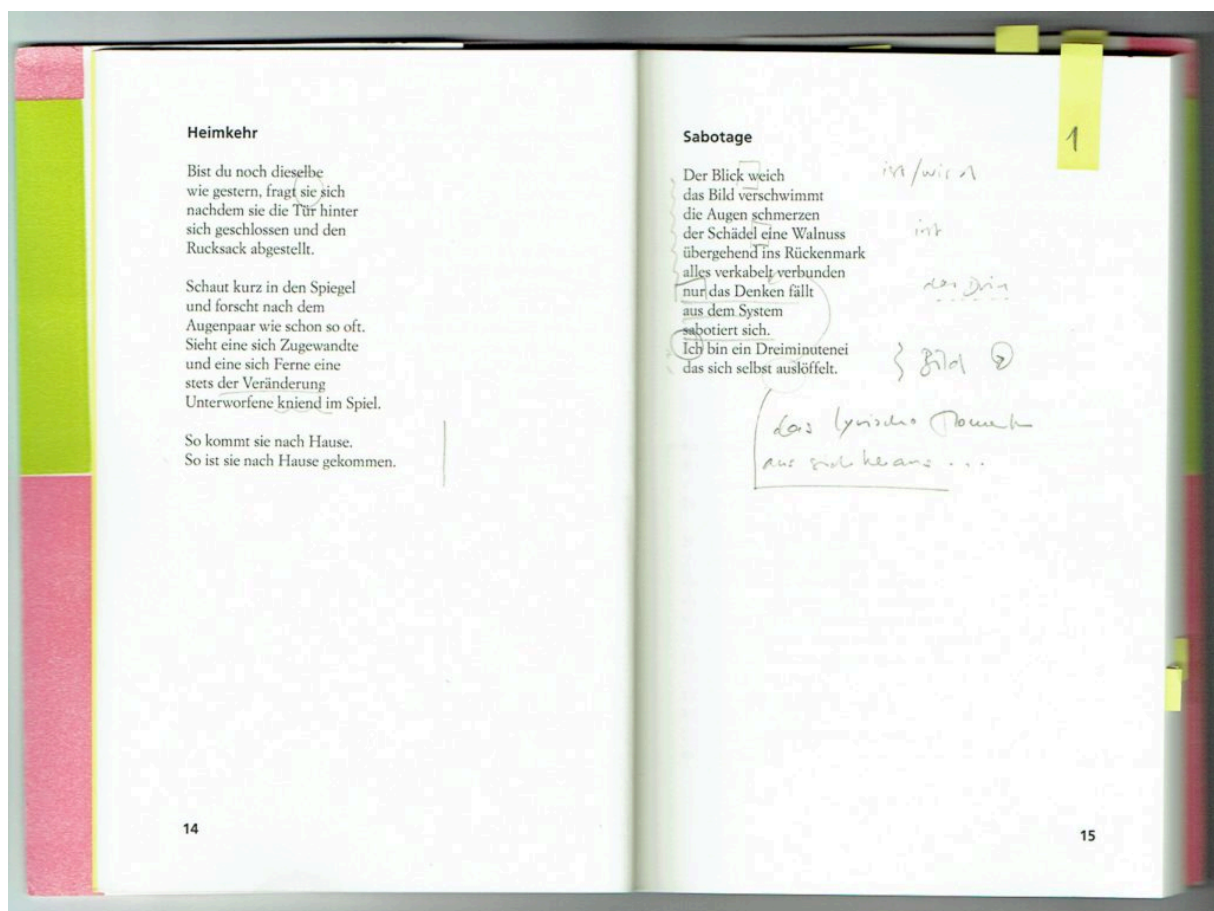


Solothurner Literaturtage 2020

Unter dem Titel *Hungrige Tastatur* versammelt Ruth Loosli 72 Gedichte, in denen die Autorin ihre poetische Beweglichkeit zeigt. In ihrer Lyrik manifestiert sich ein faszinierendes Wechselspiel zwischen dem Trachten, sich lyrisch frei zu machen von Vernunft und Realität, und dem Bewusstsein, die «Fussfesseln» der Welt nie ganz loszuwerden. Dennoch gelingt es der Dichterin immer wieder dagegenzuhalten, für Augenblicke und kurze Zeilen zu entkommen, indem sie eine Volte ins Absurde, Spielerische, Losgelöste schlägt.

Auch davon handelt das folgende Gespräch.



Aus: *Hungrige Tastatur*. Waldgut Verlag, 2019

Beat Mazenauer: Liebe Ruth, lass uns zum Beginnen über das lyrische Ich sprechen, wie du es in «Sabotage» ins Spiel bringst: ein sich selbst auslöffeln. Sehen wir hier der Dichterin beim Dichten zu?

Ruth Loosli: Vielleicht ist gerade das die schwierigste Frage, der sich die Lyrikerin stellen muss. Mit dieser Frage springe ich direkt ins kalte Wasser und verliere erstmal kurz den Schnauf – danach folgt jedoch die sofortige Erfrischung.

Die Heiterkeit des Nicht-Wissens, dem aber die Erforschung vorausgegangen ist. Denn seit

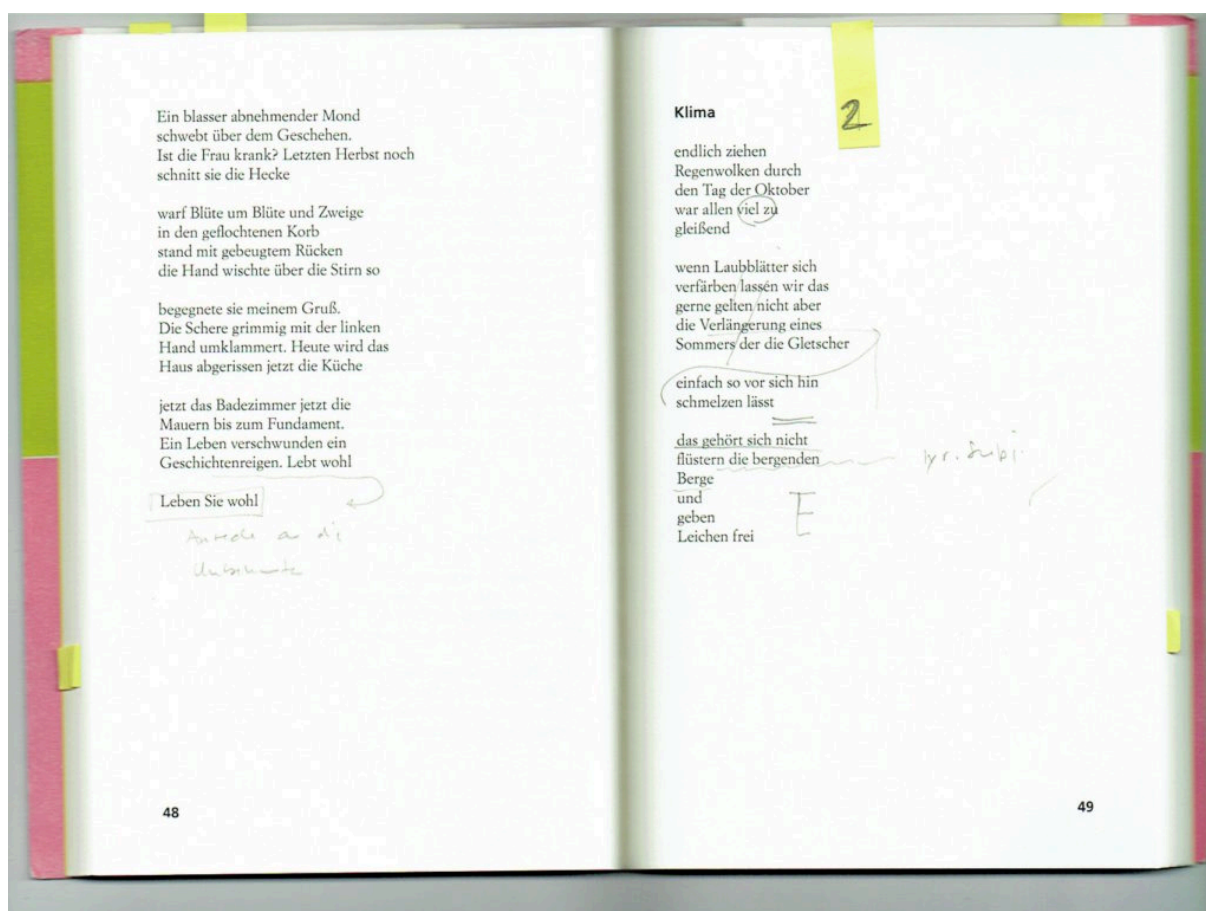
vielen Jahren versuche ich diesem Rätsel auf die Spur zu kommen.

Ja, ich sehe mir beim Dichten zu, doch es kommt noch etwas dazu: Der Verstand, dem ich beim Dichten oft die Schärfe nehmen muss. Mein Verstand will die Herrschaft nicht abgeben, er behauptet etwas und wirft der Entwicklung des Gedichtes einen Knebel zwischen die Worte. So empfinde ich das manchmal.

Die «Sabotage» im Titel wäre demnach so zu verstehen, dass sich der Verstand dem Lyrischen unterordnen muss?

Ja. Dass ich meinen Verstand, den ich grundsätzlich schätze, vor dem Schreiben (oder während) um Ruhe bitten muss, damit ich «das Andere», was gesagt werden will, zu hören bekomme. Es sind ja oft die feinen Dinge, die Lücken, die ein Gedicht bewohnen wollen.

Es gibt also keine Antwort, es gibt nur ein Suchen und Erfinden. Das lyrische Ich ist sich dessen bewusst.



Aus: Hungrige Tastatur. Waldgut Verlag, 2019

Nun fällt auf, dass sich der Verstand aber kaum je ganz zurückzieht, sondern reflektierend oft mitschwingt. Beispielsweise in «Klima», wo die reine Natur gewissermassen schon kontaminiert ist. Eine poetische Gratwanderung?

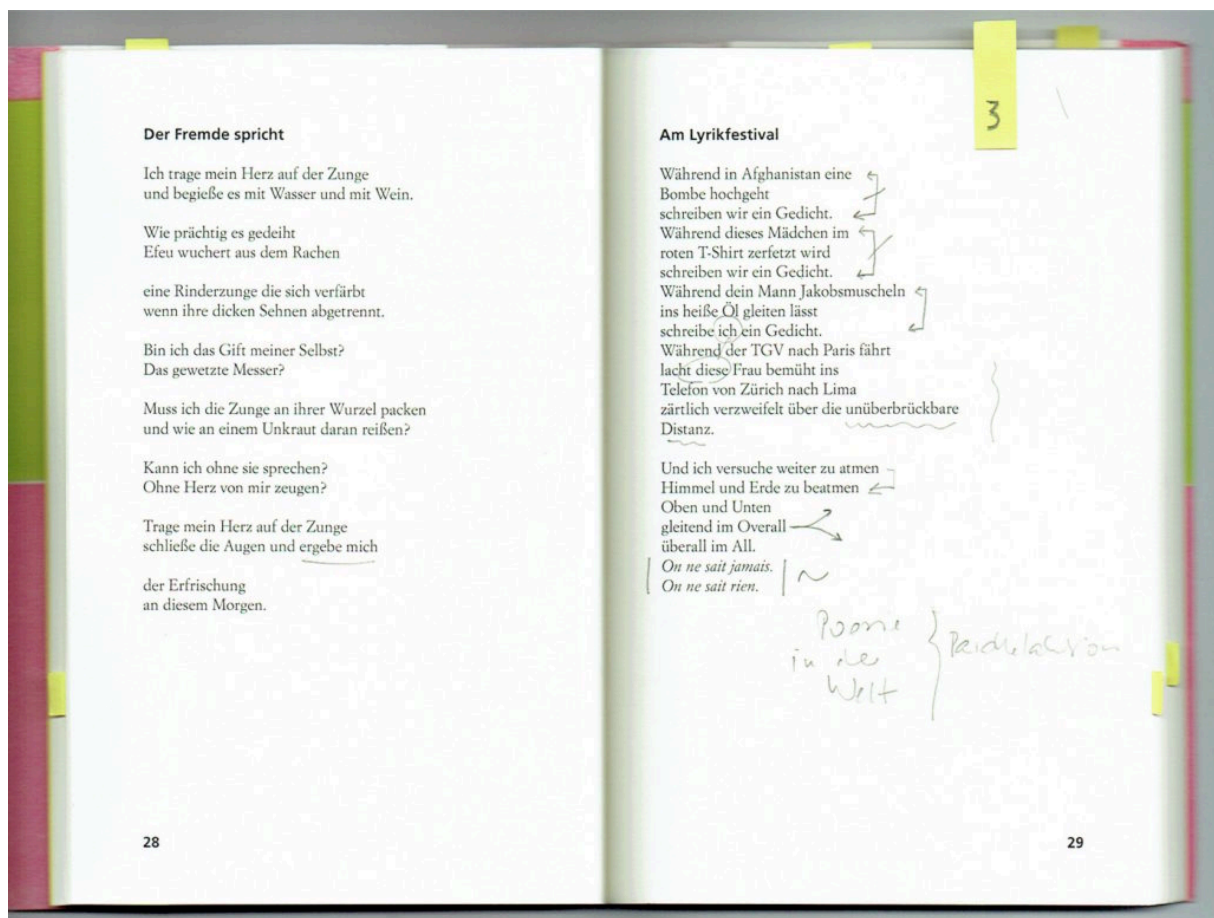
Das sagst du schön: Reflektierend mitschwingen. Hier skizzierst du die Kunst, an der ich mich übe. Den Balanceakt auf dem Seil. Oder eben die Gratwanderung. Aber auch beim

Gedicht «Klima» – wie bei praktisch allen Gedichten im Band – schwingt der Impetus für die Sprache mit. Die Freude am Spiel mit dem Klang. Am Spiel mit den Bildern, die sich manchmal überraschend ergeben. Darauf kommen wir noch, das ist ein wichtiger Antrieb für meine Arbeit.

In «Klima» hebst du die ökologische Dimension poetisch auf, indem die Berge zu flüstern beginnen...

Gleichzeitig ist die Sorge um die Natur gross. Wenn die Gletscher in dieser Geschwindigkeit schmelzen, hört der Spass auf. Dass dann die Berge Leichen freigeben, ist nur die logische Folge von diesem fortschreitenden Geschehen. Dieses Thema beschäftigt mich schon lange und das Gedicht könnte bestimmt auch als zu harmlos angesehen werden. Aber Achtung: Es sind die Leichen der westlichen Gesellschaften, die uns noch länger beschäftigen werden. Das wird aber nur angetönt im Gedicht.

Insofern gibt es hier die Gratwanderung, nicht zu unscharf zu werden. Der Verstand soll sich hellwach beteiligen an der Auseinandersetzung von Form und Inhalt. Hellwach ist aber kein Synonym für «schneidend» zum Beispiel.



Aus: Hungrige Tastatur. Waldgut Verlag, 2019

Unverblümter klingt es in «Am Lyrikfestival», wo du das Gedichte-Schreiben ganz direkt mit der politischen Realität konfrontierst, um mit einem «On ne sait rien» zu

schliessen. Hilft das Gedicht, dieses Nichtwissen auszuhalten?

Ich habe zuerst «aufzuhalten» gelesen – ich mag solche «Verleser» – aber in diesem Fall hätte es wenig Sinn ergeben. Nichtwissen ist ja auch ein Politikum, das mich täglich beschäftigt. Das Nichtwissen aus Trägheit oder kurzsichtiger Machtbesessenheit heraus oder aus der Position der Armut: das sind ganz verschiedene Aspekte.

Es war eine intensive Erfahrung, die mich zum Gedicht «Am Lyrikfestival» führte. Manchmal ist man doch in der Situation, für einen Moment -zig Realitäten gleichzeitig wahrzunehmen. Also mehr als fühlen. Es stürzen Nachrichten über uns ein, aus dem Handy, aus Zeitungen und anderen Medien, über persönliches Unglück oder Glück in Form von Krankheit oder Erfolg, es stürzen Bilder über uns und Stimmen von Mitmenschen, denen wir gerade begegnen (wie im Gedicht, als das lyrische Ich im Zug gesessen ist).

Es werden in diesem Fall alle Sinne angeregt. Nach all den Eindrücken erlaubt der Schluss des Gedichts eine Beruhigung: Es ist das Nichtwissen. Ohnehin weiss man nicht, ob die Eindrücke vielleicht nicht doch falsch eingeordnet und interpretiert werden.

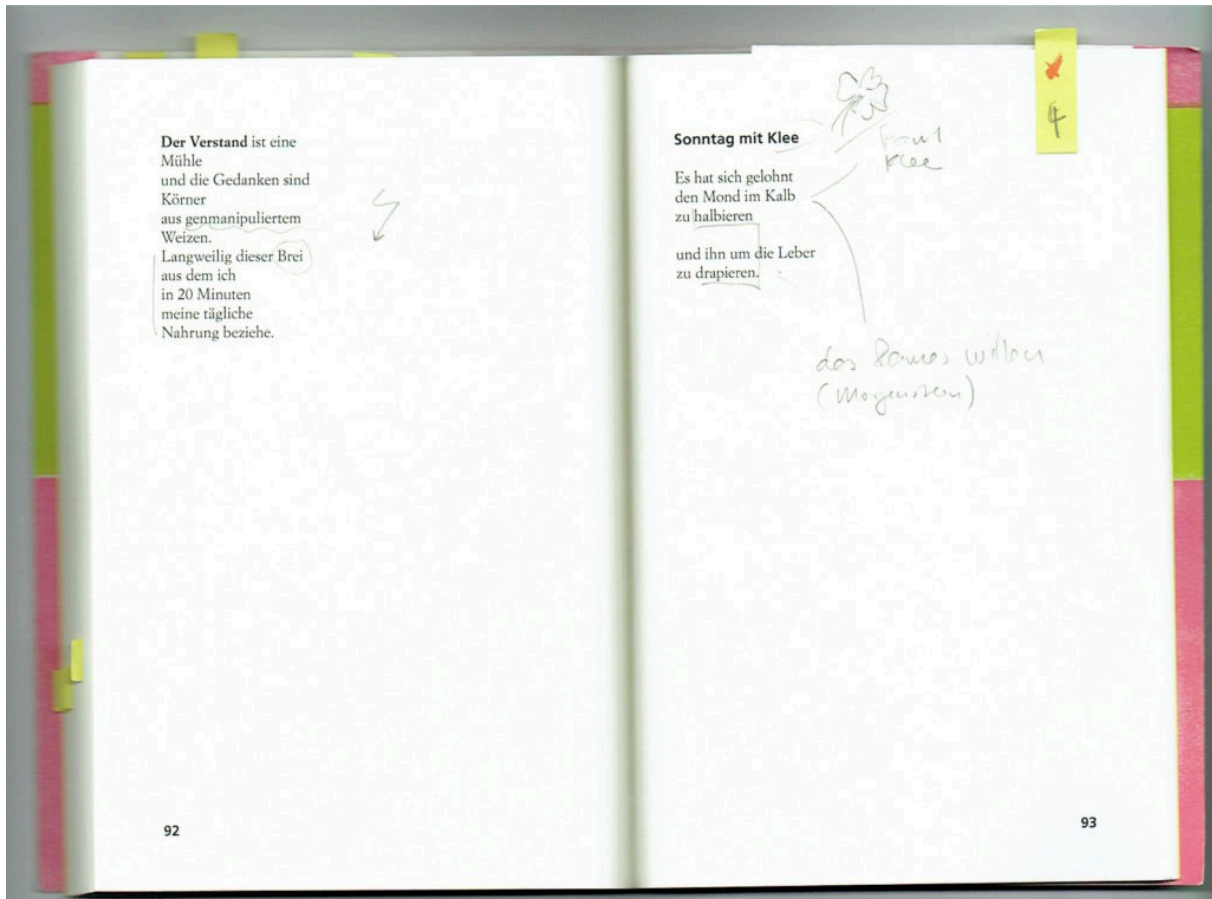
Ja, die Einsicht, dass das Nichtwissen letztlich das Einzige ist, was wir als gegeben annehmen können, ist tröstlich.

Nicht nur der Schluss dieses Gedichts erlaubt ein Innehalten, überhaupt auch das Gedichte-Schreiben, wenn ich es recht verstehe.

Ja, die Kunst im Allgemeinen und die Poesie im Besonderen hilft mir, das Nichtwissen nicht nur auszuhalten, sondern als Erweiterung zu erleben.

Doch wie der Anfang signalisiert, bleibt das Gedicht nahe beim Geschehen, negiert dieses nicht, sondern nimmt es wahr und transformiert es.

Zwingend: Das Gedicht bleibt nahe dran. Das Gedicht erstickt schier am Ausmass der Gewalt, das sich in seinen Blickwinkel geschoben hat. Es kann sich kaum mehr bewegen, bleibt in einer Schockstarre verhaftet, bis ein lyrisches Ich in den Overall steigt. Da seufzt es und schüttelt sich, um wieder in eine eigene Wirklichkeit zurückzukehren. In das Gedicht umgestaltet.



Aus: Hungrige Tastatur. Waldgut Verlag, 2019

Genau, kehren wir doch nochmals zum Lyrischen zurück. Bei der Lektüre von «Sonntag mit Klee» habe ich mich gefragt, welche Bedeutung für dich das Spiel mit Zitaten und Anleihen hat.

Ich kann mich noch genau an den Moment erinnern, als ich zum ersten Mal in Bern ins Kleemuseum ging. Allein. Freudig aufgeregt. Noch ehe ich überhaupt etwas gesehen hatte (aber natürlich liebe ich die Arbeiten von Klee), begann ich schon zu summen und vokalisieren ... noch auf dem Gelände vor dem schwungvollen Bau musste ich ein Sprachspiel notieren. Was es war, weiss ich nicht mehr – aber es ging wohl schon in die Richtung des Gedichtes, wie es nun im Band steht.

Frank und frei: ja, das Spiel mit Anleihen bereitet mir Über/Mut.

Was die Zitate betrifft, bin ich zurückhaltender. Aber bestimmt kann man viel entdecken in den Texten. Die Linsen aus dem Alten Testament kommen genauso vor wie die eingebundene Pfote des Hundes, welche auf den Lazarus im Neuen Testament verweist.

Dennoch bin ich eine Anfängerin in allen Teilen. Das ist bekanntermassen gar nicht schlecht, um im Spiel der Poesie zu verweilen.

Du sprichst von «Über/Mut»: Das gilt dann wohl auch für die absurde Abschlussvolte als Befreiung, wie schon erwähnt, von aller einengenden Sinnhaftigkeit?

Unbedingt. Dort, wo es eng wird unter der Autokratie der Sinnhaftigkeit, verlasse ich mit dem

Gedicht fluchtartig das Gebiet.

Aber manchmal geschieht auch das Gegenteil: ich fühle mich magisch angezogen von allem, was mir Sinn verspricht. Nehme es ins Gedicht.

Verwerfe es wieder. Lasse es laufen. Werfe ihm einen Stein nach und heisse es willkommen, wenn es halb verhungert wieder angekrochen kommt.

Und das ganze Paradoxon führt mich immer öfter und beharrlich zurück zur Heiterkeit, die ich eingangs des Gesprächs erwähnte.

Nun denn, wo es sich rundet, wollen wir dieses lyrische Gespräch beenden. Die Überprüfung obliegt den Leserinnen und Lesern. Dir vielen Dank, Ruth.